

Das Inkarnat

DANIELA BOHDE, MECHTHILD FEND (Hg.): **Weder Haut noch Fleisch. Das Inkarnat in der Kunstgeschichte** (Neue Frankfurter Forschungen zur Kunst Band 3), Gebr. Mann Verlag, Berlin 2007, 208 Seiten, 49 EUR.

Die Darstellung des – zunächst heiligen – Leibes beherrscht die abendländische Malerei seit dem Mittelalter. Dabei war man seit je her um die Nachahmung der Natur bemüht. Welche Farbe hat der Leib – das Fleisch bzw. die Haut? In der Kunstgeschichtsschreibung hat sich hierfür der Begriff des »Inkarnat« eingebürgert, der eigentlich »Fleischwerdung« bedeutet. Dies entspricht durchaus dem schöpferischen Akt des Malens und verweist zugleich auf die Menschwerdung Christi. Es geht um ein Innen und Außen sowohl im metaphorischen wie im konkreten Sinne: Die Haut als Oberfläche lässt das darunterliegende Fleisch hindurchscheinen. Und um dieses Hindurchscheinen wird in der Malereigerungen, bis in die Verwendung der Materialien hinein. Dies macht der anzuzeigende, von *Daniela Bohde* und *Mechthild Fend* herausgegebene kunstwissenschaftliche Sammelband »Weder Haut noch Fleisch. Das Inkarnat in der Kunstgeschichte« deutlich. Während in der mittelalterlichen Tempera-Malerei tatsächlich verschiedene lasierende Farbschichten über eine Grundierung mit grüner Erde gelegt wurden, kommt die Ölmalerei nach Mischung auf der Palette mit einem dünnen Farbauftrag aus und erreicht damit einen höheren Echtheitseffekt. Das Erstaunliche ist nun, dass sich gerade hinsichtlich der Darstellung des Leibes selbst die Ölfarbe erst relativ spät durchgesetzt hat, während Gewänder und Landschaft bereits in Öl gemalt wurden. Jan van Eyck ist einer der ersten, der die Öltechnik virtuos auch für den Leib angewandt hat, z.B. in der Darstellung von Adam und Eva im Genter Altar. Die Schwierigkeit lag nach *Ann-Sophie Lehmann* (»Jan van Eyck und die Entdeckung der Leibfarbe«) offensichtlich nicht nur in der Überwindung alter Gewohnheiten, die bezüglich der Leibfarbe besonders ausgefeilt waren, sondern auch darin,

eine fließende Licht- und Schattenmodellierung zu erzeugen. So wurde für die farbige Fassung plastischer Figuren die Ölfarbe bereits früher verwendet als für die malerische Darstellung des Leibes. Bei der dreidimensionalen Form ergibt sich diese Modellierung ganz von allein. – Leider bleibt Lehmann mit ihren interessanten Ausführungen letztlich an der Oberfläche stehen, da sie nicht die Konsequenzen des Schrittes von der Tempera- zur Ölmalerei für den Bildbegriff bedenkt und so auch nicht ein sich veränderndes Bewusstsein in Erwägung zieht. Ging es im Mittelalter überhaupt um das Ziel des Illusionismus bzw. verbindet sich dieses vielleicht erst mit der Ausreifung einer neuen Maltechnik? Es scheint sich hier doch eine Entwicklung vom Bild zum Abbild zu vollziehen, die einhergeht mit der Perfektionierung der perspektivischen Darstellung. Durch den Illusionismus, so faszinierend er auch besonders in seinen Anfängen ist, verliert der Begriff der Fleischwerdung an Konkretheit, was den oben angedeuteten Malakt betrifft; die tätig-bildende Seite des Vorgangs tritt zunehmend hinter den bloßen Inhalt zurück. Lag vielleicht der zögerlichen Anwendung der neuen Technik auf den menschlichen Leib auch eine Scheu vor der Heiligkeit des Gegenstandes zugrunde?

Der Band enthält weitere Artikel zur Entwicklung der Malerei von Haut und Fleisch, wie sie sich auch in den sich seit dem 15. Jahrhundert ausbildenden Kunsttheorien niederschlägt.

Von besonderem Interesse scheint mir noch der Beitrag von *Annik Pietsch* über Schlesingers Hegel-Potrait aus dem Jahre 1831 zu sein. Ausgehend von Hegels Bedürfnis, die »Individualität, die Geistigkeit in ihrer wirklichsten Besonderung und Lebendigkeit« (*Ästhetik* Band III) durch Potraitmalerei zur Anschauung zu bringen, zeigt sie überzeugend, dass der Maler und Restaurator Jakob Schlesinger »in der Fleischfarbe und deren – wie Hegel sich ausdrückte – »glanzlosem Seelenduft« nicht nur Physiognomie und Charakter des Philosophen, sondern auch Hegels ästhetische Gedanken zur Malerei materialisiert hat«. Fußend auf Goethes Farbenlehre findet hier gewissermaßen eine Überwindung des in der Renaissance begonnenen Weges

statt; die Malerei dient jetzt nicht mehr nur dem Gegenstandsillusionismus, sondern sucht, ein nicht Sichtbares, Inneres zu offenbaren, auch mittels der angewandten Techniken. Dabei geht Pietsch auf das konkrete Zusammenwirken von Hegel und seinem Porträtisten ein, das sich durchaus nicht in einer Idealisierung niederschlägt, wie sie in der damals vorherrschenden klassizistisch-akademischen Schule üblich war, von Hegel aber dezidiert abgelehnt wurde. Er plädierte ausdrücklich für kräftige Farben und für »das subjektive Wiedererschaffen der Äußerlichkeit im sinnlichen Element der Farben und Beleuchtung«.

Stephan Stockmar

Menschenwissenschaft durch Kunst

ARMIN J. HUSEMANN, (Hg.): **Menschenwissenschaft durch Kunst. Die plastisch-musikalisch-sprachliche Menschenkunde.** Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2007. 232 Seiten. 22 EUR.

Im April 1924 gab Rudolf Steiner drei verschiedenen Berufsgruppen – Ärzten, Lehrern und Eurythmisten – die Arbeitsanregung, ganz besonders drei Künste zu erüben: Plastik, Musik und Sprache. Denn durch Plastizieren sei der Ätherleib, durch Musizieren der Astralleib und durch Sprache das Ich des Menschen erfassbar. Damit wurde eine fundamental neue, sehr anspruchsvolle Berufsschulungsmethode begründet. Es ist ein bemerkenswerter Kunstgriff des Schöpfers der Anthroposophie: Kunstausübung wird zum Werkzeug, zu den geistigen Leibern des Menschen vorzudringen. Geisteswissenschaft ist damit nicht nur für den Hellsichtigen erlebbar. Sie ist keine Buchwissenschaft eines Eingeweihten, sondern kann von praktizierenden Künstlern und Wissenschaftlern fortgeführt werden, was ihr ja häufig in Abrede gestellt wird.

Nachdem Eugen Kolisko seinerzeit Steiners Vorschläge sogleich aufgriff, entwickelte Gisbert Husemann über lange Jahre diesen spezifischen Forschungsansatz zu der sogenann-

ten »plastisch-musikalisch-sprachlichen Menschenkunde« weiter. In dessen Nachfolge hat sich vor allem der Sohn Armin als Hauptverantwortlicher dieser besonderen Arbeitsweise angenommen, über die er seit den 1980er Jahren auch regelmäßig publiziert. Seiner konsequenten Fortentwicklung verdanken wir das Standardwerk zu dieser Menschenkunde *Der musikalische Bau des Menschen* (4. Aufl. 2003). Das Supplement dazu erschien nun erstmals in Buchform unter dem Titel *Menschenwissenschaft durch Kunst*.

Der Band bringt Quellentexte, Forschungsergebnisse und Dokumentationen zur plastisch-musikalisch-sprachlichen Menschenkunde. Bei den Quellentexten überrascht Husemann mit manchen Fundstücken, etwa von Schiller und Novalis. Vor allem Novalis entwirft in seinen Fragmenten einen Zusammenklang der Künste, die ihn zu einem Künster der plastisch-musikalisch-sprachlichen Menschenkunde werden lassen. Während er, man könnte sagen, in einer Intuition eine zukünftige Synthese der Disziplinen voraussieht, bildet Goethes imaginatives Denken ihren Ausgangspunkt. Sein berühmtes Wort »Wem die Natur ihr offenbares Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unüberstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst« kann als das Grundanliegen dieser Arbeitsweise gelten, die die alte Trennung von Wissenschaft und Kunst zu überwinden sucht.

Unter den vielen Texten Steiners, die Husemann im Gesamtwerk für die Arbeitsmethode anführt, ist die Vortragspassage vom 24.4.1924 in dem Osterkurs für Ärzte das wichtigste inhaltliche Kernstück. In dieser Abendzusammenkunft regt Steiner plastische Übungen an, welche die Medizinstudenten zu imaginativen Vorstellungen der menschlichen Organformen führen sollen. Dabei geht er zunächst von der Kugelform des Tropfens als einem Urbild des Weltenalls bzw. des Kopfes aus. Plastisches Geschehen vollzieht sich nun in einem Wechselspiel zwischen den Kräften des Kosmos von oben und denen der Erde von unten, zwischen Ausweitung und Einstülpung. Indem die Hände beim Plastizieren den weichen Ton bilden und

die Formen erfüllen, begreift man im wahren Sinne des Wortes den ätherischen Menschen. Steiner lässt dann die Formen von Rumpf und Gliedmaßen aus einem Widerstreit des Festen mit dem Flüssigen entstehen, geht auf Bildeprozesse in der menschlichen Embryonalentwicklung ein und kommt schließlich zu der sehr komplexen plastischen Übung für die Lunge. Er ist so zu dem Organ vorgedrungen, in dem das Atmen sich lokalisiert, zum luftförmigen Menschen, der mit dem musikalischen Prinzip zu verstehen ist. Die letzte Stufe deutet Steiner hier nur an: »Und wenn man sich genau zuhören kann beim Sprechen, so ist das der Weg, um die Ichorganisation wirklich zu studieren.« Er kann also zusammenfassen: »Es muss das Räumliche verschwinden im Plastischen, das Plastische im Musikalischen und das Musikalische in dem, was Sinn haben kann.«

Das Buch erschien im Jubiläumsjahr des »Münchener Kongresses« und zeigt dadurch eine schöne innere Verwandtschaft zu den Pfingsttagen 1907. Denn sie waren bereits ganz durchdrungen von den drei Künsten Plastik, Musik und Dichtung. Das plastische Element erschien durch die – damals noch gezeichneten – Kapitellformen; zwischen den Vorträgen gab es zahlreiche musikalische Beiträge; Das heilige Drama von Eleusis von Eduard Schuré wurde aufgeführt.

In dem vorliegenden Band wird die Arbeitsweise ausgezeichnet dokumentiert. Forschungsergebnisse, beispielsweise von Frimut Husemann über »Das Freiwerden des Ätherleibes im Bild der griechischen Plastik«, von Georg und Michaela Glöckler über »Das musikalische Geheimnis des platonischen Weltenjahres« oder von Heinz Zimmermann zur sprachlichen Stufe »Vom Ausruf zum Begriff«, zeigen mögliche weiterführende Studien. Die Methode birgt ein beträchtliches Potential in sich. Sie wurde über viele Jahrzehnte (1924-1996) bei den »Arbeitswochen für Menschenwissenschaft« in Stuttgart und Dornach von Dozenten-Teams erarbeitet und weiterentwickelt. Zusätzlich wurde mit ihr an mehreren Ausbildungsarten gearbeitet: am »Lehrerseminar Dornach«, im »Grundstudium für Anthroposophie am Goetheanum« und

im »Arbeitszentrum München« der Anthroposophischen Gesellschaft. Dazu kommen einige Ausbildungsstätten, an denen bis heute und fortlaufend Kurse stattfinden: am »Südbayerischen Seminar für Waldorfpädagogik und Erwachsenenbildung, München«, an der »Freien Hochschule der Christengemeinschaft« und an der »Eugen-Kolisko-Akademie«. Vor allem von hier aus, dem damaligen »Anthroposophischen Ärzteseminar«, impulsiert Armin Husemann die Arbeit. Gleichwohl ist dringend zu wünschen, dass sich die Menschenwissenschaft durch Kunst, mit der Steiner eine kongeniale Berufsesoterik inaugurierte, über die medizinischen Kreise hinaus, vor allem unter Lehrern und Eurythmisten, ausbreitet.

Daniel Hartmann

Intuition: Abschied von der körperlosen Intelligenz

Gerd Gigerenzer: **Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition.** Goldmann Verlag, München 2008 (4. Aufl.), 284 Seiten, 8,95 EUR (Orig.: **Gut Feelings**, Viking, N.Y. 2007).

Bas Kast: **Wie der Bauch dem Kopf beim Denken hilft. Die Kraft der Intuition.** Fischer, Frankfurt/M. 2008, 224 Seiten, 8,95 EUR.

Gerald Traufetter: **Intuition. Die Weisheit der Gefühle.** Rowohlt, Reinbek 2007, 335 Seiten. 19,90 EUR.

Offenbar ist eine neue Forschungsrichtung geboren, die sich schnell großer Popularität erfreuen durfte: die Intuitionswissenschaft. *Gerd Gigerenzer*, Psychologe und Direktor am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin, ist einer der Repräsentanten dieses Fachs. Unter »Intuition« versteht er allerdings nicht »das im rein Geistigen verlaufende bewusste Erleben eines rein geistigen Inhaltes«, durch das allein »die Wesenheit des Denkens erfasst werden« kann (Rudolf Steiner), sondern »die Intelligenz des Unbewussten«. Er verwendet den Begriff gleichbedeutend mit »Bauchgefühl« oder »Ahnung« und meint damit »ein Urteil, das rasch im Bewusstsein auftaucht, dessen tiefere

Gründe uns nicht ganz bewusst sind und das stark genug ist, um danach zu handeln«. Er untersucht vor allem, wie Menschen Entscheidungen treffen, und stellt dabei fest, dass man mit »Bauchentscheidungen« oft bessere Ergebnisse erzielt als mit gut überlegten und rational begründbaren »Kopfgeburten«. Warum ist das so und wie geht das? Bauchentscheidungen beruhen auf überraschend wenig Informationen und wenden (unbewusst) einfache »Faustregeln« an, die »evolvierte Fähigkeiten des Gehirns« zunutze machen.

Beispiel einer Faustregel ist die »Rekognitionsheuristik«: Eine mögliche Quiz-Frage lautet: Welche Stadt hat mehr Einwohner, Detroit oder Milwaukee? Detroit (weil mir das bekannter vorkommt)? Richtig! Die Faustregel funktioniert dank des Wiedererkennungsgedächtnisses, das ein Beispiel einer evolvierten Gehirnfähigkeit ist. Diese ist von unseren Genen und von unserer Lernumgebung abhängig, so Gigerenzer. Als Erklärungshintergrund benutzt er somit ein adaptives Modell: Durch die Evolution des Gehirns in der Wechselwirkung mit der Umwelt verfügt der Mensch über einen »Werkzeugkasten«, der ihm oft bessere Dienste leistet als der Verstand, der alle Informationen berücksichtigt und die logisch denkbaren Alternativen mit allen Argumenten pro und kontra sorgfältig abwägt. Auf der Basis der Aktien, von denen willkürliche Passanten beim Zeigen einer langen Liste bereits gehört hatten, stellte Gigerenzer ein Portfolio zusammen, das auf dem Baissemarkt noch einen Gewinn von 2,5 Prozent erzielte. Das war mehr als 88 Prozent über dem, was zehntausend Teilnehmer bei diesem Börsenspiel erzielen konnten. Der Chef-Redakteur des Wirtschaftsmagazins *Capital* z.B. (ein Experte?) verlor 18,5 Prozent! Bauchentscheidungen zahlen sich also aus!

Aus allen möglichen Lebensbereichen gibt Gigerenzer teils unterhaltsame, teils weniger lustige Beispiele ähnlicher Abläufe, z.B. aus dem medizinischen, sozialen und sogar moralischen Bereich. Dabei versäumt er nicht, auf die Gefahren des Irrtums und der Manipulation hinzuweisen. So verstärken die Ergebnisse der sogenannten Intuitionswissenschaft die Werbung in ihrer be-

reits gängigen Praxis, auf Sachinformationen zu verzichten zugunsten der häufigen Wiederholung des Markennamens (»Medienpräsenz«). Bei Lebensmittelversuchen stellte sich heraus, dass die Namenswiedererkennung einflussreicher war als z.B. die Geschmackswahrnehmung und sogar der Preis! Bei blinden Geschmackstests sind die Konsumenten häufig nicht in der Lage, ihre Lieblingsmarke zu erkennen. »Im Extremfall wird der Name sogar zum Ziel an sich«. Eine wichtige Aufgabe der Intuitionsforschung besteht somit auch in der Identifizierung der Situationen und Bedingungen, unter welchen man sich Bauchentscheidungen aussetzen darf und wann man mehr Information und ein Vernunfturteil braucht. Wenn Milwaukee mir aus irgendeinem Grund genauso bekannt vorkommt wie Detroit, hilft mir die Rekognitionsheuristik natürlich nicht.

Das Interesse an der Intuitionsforschung mag also sehr prosaische oder pragmatische Beweggründe haben. Wissenschaftsjournalisten haben ihren Marktwert jedenfalls erkannt. *Gerald Traufetter*, Wissenschaftsredakteur des *Spiegel*, reagierte auf dieses aktuelle Interesse mit einer »Entdeckungsreise in die neurowissenschaftlichen Labore dieser Welt«, um »zu den Quellen vor(zu)stoßen, aus denen sich die verborgene Macht der Intuition speist«. Nicht nur Gigerenzer, sondern viele Forscher aus allen Teilen der Welt kommen hier zu Wort, nicht nur zur »Anatomie« der Intuition, sondern auch zur Intuition »im Einsatz« (z.B. im Wirtschaftsleben) und »im Training«. Denn darum geht es letztendlich. Zum Schluss schlägt er eine »neuartige Synthese von Rationalität und Intuition« vor, »wie sie die Wissenschaft gerade entwickelt«. Leider ist die »Neurometaphysik« und »Hirnmithologie« bei ihm noch gröber am Werk als bei Gigerenzer (»Das Gehirn gibt das Kommando«, denkt, urteilt, entscheidet etc.).

Auch der Wissenschaftsjournalist *Bas Kast* ist auf den Zug der Zeit aufgesprungen und ließ im *Centre for the mind* an der Universität von Sydney sogar seinen »Verstand abschalten« – sprich einen Teil seines linken Gehirns (mit Hilfe von starker Magnetstimulation) –, in der Hoffnung, sein »inneres Genie« könnte freigesetzt werden.

Man hat nämlich festgestellt, dass bestimmte Hirnteile bei (oft autistischen) Savants (= Inselbegabungen) schadhafte sind und dadurch unglaubliche Spezialbegabungen wie »enthemmt« werden, welche z.B. die Zahl Pi bis auf 22.500 Stellen hinter dem Komma aus dem Kopf aufzusagen können. Geniale Savants sind allerdings extrem selten, und der Erfolg hielt sich bei *Kast* in Grenzen. Auch er reiste weiter durch die Labore der Welt, bezeichnet dies als eine Entdeckungsreise in unser »verborgenes Ich« und greift »unser allzu rationales Selbstbild« an: »Die Ratio selbst stößt an ihre Grenzen und entdeckt die Macht des Irrationalen.«

Zweifellos ist ein einseitig rationales Selbstbild, das sich die Intelligenz körperlos vorstellt (»Logik« als »das Ideal eines körperlosen Systems«, das man in der »Künstlichen Intelligenz« zu realisieren hofft), menschenkundlich naiv, wie auch die neuere Forschung zeigt. Aber das Plädoyer für eine Synthese zwischen Ratio und Intuition scheint weniger von einem menschenkundlichen Erkenntnis- und Entwicklungsinteresse als von einer flachen Zweckrationalität motiviert zu sein: Wie können wir schneller bessere Entscheidungen treffen? Das mag ein Grund sein, weshalb die logische Unmöglichkeit bzw. die münchhausensche Zirkularität, die im Modell impliziert ist, übersehen wird: Der bewusste Mensch ist (theoretisch) ein Epiphänomen des neuronalen Unbewussten, kann dessen Mechanismen (praktisch) aber bewusst in den Dienst seiner Bedürfnisse und Ziele stellen. Wie kann das Zweite klappen, wenn das Erste zutrifft?

Die aktuellen Forschungsergebnisse, die in diesen Büchern referiert werden, verdienen Besseres als den theoretischen Unbegriff eines neuronalen Unbewussten (als mehr zeitgemäßer Nachfolger des tiefenpsychologischen Unbewussten?), der dann möglichst schnell psycho- und soziotechnisch verwertet werden soll. Sie liefern empirisches Material, das, mit der inneren Erfahrung denkend und übend verbunden, zu einer zutreffenderen Differenzierung unserer menschenkundlichen Erkenntnis und zur menschlichen Entwicklung beitragen kann (z.B. im Hinblick auf die Beziehung von Den-

ken und Fühlen und auf ein geistigeres Leibverständnis). Vielleicht lässt sich dann auch etwas denken bei Rudolf Steiners geistigem Intuitivionsbegriff und dem, was er »leibfreies Denken« nennt. Steiners Vorträge über *Praktische Ausbildung des Denkens* scheinen jedenfalls nicht im Widerspruch mit den aktuellen Befunden zu stehen. Das bleibt aber einer weiteren Klärung vorbehalten.

Wer sich schnell und kurzweilig in dem neuen Fach orientieren möchte, dem sei *Kast* empfohlen, wer es etwas anspruchsvoller verträgt und Wert auf die direkte literarische Begegnung mit einem ernsthaften Intuitivionsforscher legt, lese Gigerenzer. Auch er versteht es, seine Sache »vergnüglich« darzustellen.

Rudy Vandercruysse

Leib und freier Wille

Hans Jürgen Scheurle: **Hirnfunktion und Willensfreiheit**. Eine minimalistische Hirntheorie. Verlag für Akademische Schriften, Bad Homburg 2007, 126 Seiten, 14,80 EUR.

Hans-Jürgen Scheurle beschäftigt sich in diesem Buch mit einem der ganz wichtigen Themen der Gegenwart – der Frage nach dem Verhältnis von Gehirntätigkeit und menschlichem Erleben/Verhalten. Der Untertitel »eine minimalistische Hirntheorie« ist dabei sicherlich zu Recht gewählt, denn Scheurle beschränkt sich im ersten Teil seiner Darstellungen auf Wesentlichkeiten und ist sparsam mit auslegenden Gedanken. Im zweiten Teil folgen dann Überlegungen zum freien Willen und zu weiteren gesellschaftlichen Konsequenzen.

Die Darstellungen nehmen ihren Ausgang in zwei grundlegenden Tatbeständen der menschlichen Zellitätigkeit. Da ist zum einen die Schrittgeberfunktion des Zentralnervensystems und zum anderen die periphere Hemmung in den Zielorganen. Es ist Scheurle zu verdanken, dass unser Augenmerk gerade auf diesen letzteren Aspekt – die periphere Hemmung – gerichtet wird. Unsere Körperzellen werden durch das sogenannte Ruhe-Membranpotential im Zustand der Inaktivität gehalten: Das Verhältnis

der Stoffe innerhalb und außerhalb einer Zellwand ist elektrochemisch so beschaffen, dass ein akutes Spannungsgefälle zwischen Innen- und Außenraum besteht. Diese Spannung äußert sich verhaltensphysiologisch in Form von Bewegungslosigkeit – eine im wahrsten Sinne »gespannte Ruhe«, eine regelrechte Lähmung, Aktivitätslosigkeit, aktive Hemmung. Es ist ungefähr so wie beim Tauziehen: Wenn die Parteien an beiden Enden gleich stark sind und gleich viel Energie aufbringen, gibt es keine Bewegung, es gibt eine aktive Bewegungslosigkeit. Die periphere Hemmung bewirkt, so Scheurle, dass die Zielorgane gegenüber den Einwirkungen der Umwelt abgeschirmt werden. Erst wenn eine unmittelbare Veranlassung innerhalb der Umwelt gegeben ist – z.B. ein Wahrnehmungseindruck – wird diese Hemmung aufgehoben. Das geschieht in der Regel durch ein sogenanntes Aktionspotential, welches das Zielorgan erreicht und einen Wirkmechanismus in die Wege leitet, durch den sich das Spannungsgefälle sofort ausgleicht. Die elektrischen Ströme schießen in den Zellaußen-/Zellinnenraum, und die beidseitig komplementäre Spannungspolarität bricht zusammen, es entsteht für einen kurzen Augenblick eine relative Spannungslosigkeit – und dadurch eine Formbarkeit. Das Erfolgsorgan tritt aus dem Lähmungszustand heraus und kann nun in die jeweils angemessene und durch den Nervenimpuls ermöglichte (nicht verursachte!) Interaktion mit der Umwelt treten. Diese Einwirkung durch einen Nervenimpuls bezeichnet Scheurle als die Schrittgeberfunktion des Zentralnervensystems. Schrittgeberfunktion und periphere Hemmung bilden die beiden Bausteine der von ihm beschriebenen minimalistischen Theorie. Dabei hebt Scheurle hervor, dass das Gehirn in diesem Sinne nicht steuert, sondern lediglich ein Verhalten ermöglicht, indem es die periphere Hemmung aufhebt. Leib und Gehirn stehen in diesem Sinne *gleichberechtigt* nebeneinander, es gibt kein Über-/Unterordnungsverhältnis, keine Verursachung der Leibestätigkeit durch das Gehirn.

Die gängigen Neurowissenschaften sehen in der Hirn- und Nerventätigkeit die Ursache

des Verhaltens; sie erzeugen laut Scheurle das falsche Verständnis, dass das Gehirn das Verhalten kausal steuert, während es tatsächlich nur Verhalten ermöglicht, indem es Tätigkeit in Abstimmung mit der Umwelt »frei werden lässt«. Das kausale Verständnis in der Naturwissenschaft bewirke ein Verständnis des Menschen als kausal steuerbares Objekt, und das Trachten der Naturwissenschaft ziele zuletzt darauf, sich das Verständnis dieser Steuerbarkeit anzueignen und umzusetzen: »Ziel und Zweck der Wissenschaft sind demnach, durch eine radikale Anwendung kausaler Begriffe die Herrschaft des Menschen über die Erde und das Weltall, über das Leben der Organismen und den menschlichen Körper zu erlangen, auszubauen und abzusichern. Damit verfolgen die Wissenschaften jedoch das Ziel einer Herrschafts- und Machterweiterung und dienen nicht, wie früher, vorwiegend dem Erkenntnisstreben und der Wahrheitssuche« (S. 95).

Scheurle geht nun weiter auf die Frage nach der Willensfreiheit ein und beschreibt dort den Menschen als eingebunden in Gewohnheiten und Handlungsnotwendigkeiten, die durch bestimmte Schlüsselreize ausgelöst werden (z.B. das Aufstehen am Morgen durch die Notwendigkeit zur Arbeit, signalisiert etwa durch den Wecker). Das Eingebundensein in den sinnvollen Bezug zur Umwelt lässt den freien Willen in erster Linie darin erscheinen, dass diejenige Handlung ermöglicht wird, die sich in diesem Austausch mit der Umwelt anbietet – aus den tausend Möglichkeiten werden alle ausgefiltert und nur die eine wird, unter Abstimmung zwischen Leib und Umwelt, durch die Schrittgeberfunktion ermöglicht: »Der Ausschluss, der Verzicht auf andere Möglichkeiten eröffnet mir den Weg, *eine* Handlung zu vollziehen, *einen* meiner Sinne zu aktivieren, *eine* Sache zu wollen ... Wollen geht primär nicht aus einem ›Inneren‹ hervor, sondern findet unmittelbar im gemeinsamen Feld von Leib und Umwelt statt. Der objektive Ursprung des Wollens liegt – wenn sich das auch zunächst sonderbar anhören mag – in den Dingen bzw. den Interaktionen von Leib und Umwelt ... *Wenn ich einen Umweltzusammenhang unter Aus-*

schluss anderer Akte herstelle, heißt dies, dass ich etwas will. Der Angelpunkt der Willensfreiheit liegt ... weniger im Tun als im Lassen« (S. 103-107). Somit kommt Scheurle letztlich zu einer Negativdefinition des Willens – ein Wille, der zum freien Handeln dadurch führt, dass wir die nicht relevanten Handlungen unterlassen. Er bespricht die weitreichenden Konsequenzen dieser negativen Willensdefinition – bis in gesellschaftliche und juristische Zusammenhänge, die sich zum Beispiel darin äußern, dass es nicht wesengemäß sei, dem Menschen positiv vorzuschreiben, was er zu tun habe (was ist ethisch sinnvoll? was ist moralisch gut?), sondern gerade umgekehrt durch Negativsätze das zu beschreiben, was zu unterlassen sei.

Das Büchlein von Scheurle ist erhellend und gewinnbringend zu lesen. Beim Lesen des abschließenden Abschnittes über die Negativdefinition der Willensfreiheit ist mir allerdings die Frage gekommen, ob diese Negativdefinition wirklich eine angemessene Charakteristik ist, die für alle Bereiche menschlicher Tätigkeit gilt. Für ein Handeln, das auf die Umwelt bezogen ist, scheint mir dieser Erklärungsansatz überzeugend. Aber wie ist es im Falle des Denkens – insbesondere im Falle des sinnlichkeitsfreien, vielleicht auch des meditativen Denkens oder aber auch des schlussfolgernden, mathematischen Denkens, wo ich zum Beispiel aus gewissen Ausgangsbedingungen mir eine Folgebedingung gedanklich erarbeite? Meine erste Reaktion: Hier gilt dieser Zusammenhang nicht, hier gibt es auch eine positive Freiheit. Im weiteren Nachdenken kommt mir dann allerdings der Gedanke, dass auch die meditative Intuition nicht eigentlich eine Schöpfung ist, sondern eine Ausdrucksmöglichkeit, die unser Denken zum Resonanzboden für die Wahrheit der geistigen Welt macht – unser reines Denken als Aussprachemöglichkeit der Gesetzmäßigkeiten der Wahrheit. Genauso beim Erschließen neuer Zusammensammenhänge aufgrund eines exakten mathematischen Denkens: Bin ich da wirklich im Denken schöpferisch tätig oder gebe ich den Gesetzmäßigkeiten der Mathematik und Geometrie in meinem Denken eine Aussprachemöglichkeit? Wenn ja – wäre

also auch in diesen Bereichen die Negativbeschreibung des Willens die angemessene? Der Leser mag es selbst erforschen!

Ulrich Weger

Vom Geheimnis des Willens

Susanne Schäfer: **Mittler zwischen Hirn und Händen.** Mein Weg von der Erstarrungs- und Schlafkrankheit zur Heilung der Wunde des Materialismus. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2006. 355 Seiten, 19,90 EUR.

Dem Verlag Freies Geistesleben gebührt große Achtung. Er hat mit Susanne Schäfer zusammen ein Buch herausgebracht, das einzig da steht.

Darin wird von Susanne Schäfer selbst Schritt für Schritt aufgezeichnet, wie ein Mensch mit mehreren schweren Behinderungen gesund werden kann. Ein Wunder geschieht!

Doch nirgends wird mit Sensationsschlagzeilen gefochten. Nein, der Leser muss all die von Frau Schäfer gemachten Prozesse mitdurchstehen. Und wahrlich ist's ein Gang, man scheut sich, dies auszusprechen, der durch die Hölle führt.

Susanne Schäfer ist ein Phänomen. Bereits in zwei vorangegangenen Büchern dokumentierte sie bestechend ehrlich ihre Auseinandersetzung mit Autismus und Narkolepsie (Schlafkrankheit).

Mit nicht erlahmendem Interesse und vorbildlicher Widerstandskraft stellt sie sich jetzt auch noch dem zusätzlich diagnostizierten juvenilen Parkinson-Syndrom. Die Behandlung mit L-Dopa wird geschildert, dessen Wirkungen bis ins letzte Detail beschreibend. Die guten und schrecklichen Phasen lernen wir kennen.

An Kongressen wird Kontakt zu Spezialisten der Neurologie und zu Mitpatienten gesucht, bis die Frage an Susanne Schäfer herantritt, ob sie sich zu einem Hirnschrittmacher entschließen könnte. Dies lehnt sie ab. In misslichen Verhältnissen, was die innere und die äußere Lebenslage betrifft, forscht sie jedoch unermüdlich-rebellisch weiter. Hilfe erfährt sie durch einzelne FreundInnen, die Mutter und Piebald, ihren

Tauben-Mitbewohner, ihren Geistboten. Anregungen und Forschungsergebnisse bedeutender Menschen prüft sie auf Herz und Nieren. Dabei wird Rudolf Steiner zentral für sie.

Susanne Schäfer erkennt existenziell, dass der Mensch nicht hirngesteuert ist, dass an den Nervenschnittstellen, den Synapsen Wesentliches geschieht, der menschliche Wille dort eingreifen kann.

Und so geschieht es, dass Susanne Schäfer auf ihrem unverwechselbaren Weg der Christus-Kraft begegnet, die Geistesfeuer, Zukunftsmut und Frieden verleiht: Heilung bewirkend. Doch diese gilt es zu stabilisieren. Mit Lebensfreude entledigt sich die unkonventionelle Frau ihres Hausrates und betreibt mit viel Humor einen Trödelmarktstand. Medikamente werden keine mehr eingenommen!

Susanne Schäfer entpuppt sich als Mensch, der zum Lebendigen vordringt, das nicht vorausgedacht, determiniert werden kann, sondern nur aus dem Moment heraus neu geschaffen wird. Und die bald 41-Jährige setzt sich nach diesem Schicksalsmarathon nicht zur Ruhe. Es geht weiter, auf Leben und Tod.

Gemäß dem Internationalen Knochenmark-Spenderregister ist sie weit und breit der einzige Mensch, der einem an Marmorknochenkrankheit leidenden Kleinstkind helfen kann. Die Kinder sind ihre Hoffnung. Susanne Schäfer willigt ein.

Martin Reinhard

Lebenskunst im Alter

URSULA MARKUS (Fotos), PAULA LANFRANCONI (Texte): **Schöne Aussichten! Über Lebenskunst im hohen Alter.** Schwabe Verlag, Basel 2007. 189 Seiten mit 133 Abb. 26,50 EUR.

»Schöne Aussichten« verspricht der Titel, mit Ausrufezeichen; es klingt wie eine Gegenbewegung und ist sicherlich auch ein wenig so gemeint. Ein Gegenbild »zu den landläufig als grau und griesgrämig verschrienen Alten«. Der Band möchte die positiven Seiten zeigen, die das hohe Alter auch haben kann (ohne die negativen zu leugnen). Das ist auf eine wunderbare Weise gelungen – mit einer kleinen

Ab-Empfehlung möchte ich meine Empfehlung dennoch beginnen: Lesen Sie nicht die »Einführung« zuerst, Sie würde Ihnen zu viel vorwegnehmen. Viel schöner ist es, in dem Buch zu blättern, sich festzusehen, festzulesen.

Zwanzig konkrete Beispiele werden geschildert und bebildert: von Menschen, die auf eindrucksvolle Weise im hohen Alter – um 80, bis 96, 100 Jahre – zu ihrer Lebenskunst gefunden haben, auf die unterschiedlichste Weise. »Alter ist ... wenn ich sagen kann: Das will ich nicht mehr oder das interessiert mich nicht mehr«, sagt eine der Frauen, die »die Wärmende« genannt wird – das ist so einer der Sätze, die man finden und über die man lange nachdenken kann. Und zum Nachdenken anregen will das Buch, vor allem auch jüngere Menschen.

Der Aufbau ist immer gleichartig, ein guter Ansatz: Jede der Persönlichkeiten bekommt eine knapp kennzeichnende Überschrift und wenige Sätze Vortext, mit Namen und Altersangabe. So treten sie alle rasch lebendig vor Augen, die Leichtfüßige, der Widerständler, die späte Mutter, der Welt-Erkunder und die Gottesgärtnerin ... Von den Fotos sind einige besonders bei mir geblieben: die Tasse mit dem Dompfaff-Bild etwa, mit den übereinander gelegten runzeligen Händen dahinter (das ist die »Unbestechliche«, 87, die Hunderten von Greifvögeln das Leben gerettet hat); die unglaublich anmutigen Ausdruckstanz-Szenen der »Verbündeten«, 86 (die einzige, die eine Plural-Überschrift bekommen hat, obwohl ihr heutiger gleichaltriger Partner gar nicht vorkommt, denn er will nicht zitiert werden); das zutiefst schöne – natürlich faltenreiche – Gesicht der bereits zitierten »Wärmenden« (79), die in einer WG mit jüngeren Frauen lebt. Das vorbildhafte Verhalten der »späten Mutter« werde ich nicht so rasch vergessen; sie begann mit 65 ein Zimmer ihrer großen Wohnung an junge Frauen abzugeben, eine verfolgte Tamilin wird als Beispiel genannt.

Hoffentlich habe ich Ihnen mit diesen Eindrücken nicht zu viel vorweggenommen, ich möchte Sie nur neugierig machen. Es ist ein wunderschöner Text-Bild-Band, dem ich ohne weiteres einen Gestaltungspreis geben würde.

Er eignet sich hervorragend als Geschenk, und sei es nur an sich selber ...

Helge Mücke

Künstlerische Betrachtung

AXEL SCHLIWA: **Das Porträt zwischen Bild und Wirklichkeit.** Hg. von der Pädagogischen Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen, DMZG Druck- und Medienzentrum, Gerlingen 2007, 80 Seiten, 27 EUR (zu bestellen unter www.waldorfbuch.de).

»Wohin muss der Blick gelenkt werden, um vom Menschen das Wesentliche zu erfassen? Oder: Was kann ich als Betrachter tun, um das Innere eines Menschen im Porträt nach außen zu kehren?« Diese am Anfang des Buches gestellten Leitfragen sind aktuell angesichts der Bilderflut von strahlenden Modellgesichtern, die uniform und schablonenhaft auf unzähligen Magazinen prangen und gerade auch für viele Jugendliche zum verführerischen Idol werden.

Der Platz nun des Porträts zwischen Bild und Wirklichkeit, sprich zwischen plattem Abbild und dem Sichtbarmachen der Persönlichkeit des Porträtierten, dem Entdecken von Qualitäten, die sonst nur dem Liebenden gegeben sind (Tolstoi, *Anna Karenina*), wird in diesem Buch in vielerlei Weise beleuchtet. In kurzen, reich bebilderten, mit humoristischem Blick betrachteten Kapiteln wird über das Photographieren, das Charakterisieren und Karikieren bis zu Lavaters *Physiognomischen Fragmenten* der Leser sensibilisiert für das Spannungsfeld, in dem sich die Kunst des Porträtierens bewegt.

Literarische Betrachtungsweisen von Jaques Lusseyran, der als Blinder vom »inneren Blick« erzählt, der ihn die Menschen sehen ließ und von Novalis, der den Erkenntnisprozess formuliert, der das Innere im Äußeren durchscheinen lässt, vertiefen die Darstellung.

Schließlich zeigt der Blick der modernen bildenden Künstler auf die Persönlichkeit wie mehr und mehr durch die Farbe, die aus seelischem Erleben und nicht aus äußerer Wahrnehmung gewählt wird, der Weg zur seelisch-geistigen Anschauung frei wird. In sehr sprechenden

Abbildungen von Gemälden Jawlenskys wird sichtbar, wie durch Auflösung der graphischen Darstellung und durch den farblichen Ausdruck, der aus seelischem Erleben geschöpft wird, das Seelisch-Geistige des Porträtierten, die Wirklichkeit des Porträtierten, offenbar wird. »Meine Kunst ist nur Meditation oder Gebet in Farben« (*Jawlensky*).

Das Erkennen des Menschen als Eintritt in den inneren Bezirk. Die zurückgehaltene Gegenständlichkeit lässt den Weg zu seelisch-geistiger Anschaulichkeit frei. So wird das Porträt als geistig-schöpferischer Prozess, als auf Zukunft hin offenes Begegnen mit dem anderen Menschen zum Dialog, der zur Weiterentwicklung des Porträtierten und des Porträtierenden beiträgt. An dieser Stelle zeigt sich, dass das Buch weit über den Kreis der Kunstschaffenden hinaus auch und gerade für Pädagogen wertvoll ist. Der liebevoll entdeckende Blick öffnet und ermöglicht Entwicklungen im Kind, macht sichtbar, was noch verborgen ist. So ist der Weg vom Bild zur Wirklichkeit übersetzt in die Begegnungsebene eine soziale Kunst, die den Einzelnen in einen geistig-schöpferischen Prozess in der Begegnung mit dem Gegenüber aufnimmt.

Das Buch, das im Untertitel »Eine künstlerische Betrachtung« verspricht, entlässt auch den Leser, Betrachter verändert, nachdem er sich im Gespräch mit dem Autor, der in den Fragestellungen als präsent erlebt wird, auf den Weg gemacht hat, einzutreten – sich »die Haube über dem Kopf« (*Lusseyran*) abziehen zu lassen und mit offenem Blick der Welt, dem Mitmenschen zu begegnen. »Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir können und werden uns weit mehr, als begreifen« (*Novalis*). Ein reiches Buch, das es Wert ist, gelesen, angeschaut und ins Leben übersetzt zu werden.

Elisabeth Mattion